

Erbauungsbuch konnte so eine Bereicherung darstellen. Ähnlich wurde die Instabilität der Zeichensprache von Friedrich Schlegel als Chance zur Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeiten begriffen. In *Lucinde* folgt er einer Kontingenzpoetik, die - an *Tristram Shandy* erinnernd - von Unterbrechung und Verwirrung geprägt ist. Bezieht sich Schlegel auf das Pharo-Spiel, so vertritt im *Wilhelm Meister* das Theater dessen Stelle. Es steht für das bereits überholte Modell der repräsentativen Öffentlichkeit, das auch im Roman, vor allem in den *Wanderjahren*, vom bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsmodell, das dem Muster des Glücksspiels folgt, abgelöst wird. Der Typ des Spielers, Verführers und Verbrechers taucht in Tiecks nihilistischem Roman *Geschichte des Herrn William Lovell* auf. Die Menschen erscheinen als egoistische Einzelwesen, das Leben als Farce, die Großstädte (Paris, London) als Orte des Chaos und der Verwirrung. Auch die Schrift unterliegt dem Prinzip des Hasardspiels, noch dazu ist schwer zu entscheiden, ob sie von dem Subjekt kontrolliert wird oder ob es sich nicht vielmehr umgekehrt verhält. In die Reihe der Schilderungen höchst individualisierter Spieler fügt sich auch E. T. A. Hoffmanns Erzählung *Spielerglück* ein. Das Spielen wird deutlich als Männersache dargestellt, Frauen bekommen nur Opferrollen, ferner wird zwischen »echten« Spielern, die das Spiel als Selbstzweck betrachten, und bloß Gewinnsüchtigen unterschieden. Schließlich setzt auch Hoffmann das Glücksspiel mit dem Spiel der Phantasie, dem Erzählen und seiner Poetik in Verbindung.

Im 19. Jahrhundert begann man Statistiken über so gut wie alle Phänomene des Lebens zu führen, über Taufen, Eheschließungen, Todesfälle und sogar über unzustellbare Briefe. Die Macht sozialer Strukturen über den Einzelnen trat immer deutlicher hervor, der Roman wurde endgültig zum Medium der Repräsentation der mannigfaltigen, die moderne Gesellschaft ausmachenden Mikrokommunikationen und der Kontingenzreflexion. Schnyders Beispiel hierfür ist Balzacs *Comédie humaine*, und insbesondere *La peau de chagrin* von 1831, ein Roman, in dem das Glücksspiel im Zentrum steht. Neuland erschließt Schnyder hier mit den Ausführungen zu dem von Balzac aus *Tristram Shandy* entlehnten »Motto«, der berühmten Linie, die Corporal Trims Gehstock in die Luft zeichnet, als er Toby zur Heirat rät - oder auch nicht rät, denn genaue Lektüre zeigt, dass auch an dieser Stelle Ambivalenz herrscht. Nicht nur wurde die Linie von Ausgabe zu Ausgabe verändert, sie wurde vom Verfasser auch explizit als Symbol der Kontingenz des modernen Lebens bezeichnet.

Das Buch behandelt mit wenigen Ausnahmen sehr bekannte Texte, rückt sie aber durch die Verknüpfung mit dem Glücksspieldiskurs in neues Licht. In dem Bestreben, die Bedeutung seines Gesichtspunktes zu unterstreichen, schießt Schnyder zuweilen über das Ziel hinaus, so z. B. wenn er das 19. Jahrhundert in seinem Resümee kurzerhand zum »Jahrhundert des Zufalls« (390) erklärt. Den Schlüssel zur Literaturgeschichte und Poetik der vorletzten zwei bis drei Jahrhunderte hat Schnyder wohl nicht gefunden, aber seine Studie ist ein solider und informativer Beitrag zu diesem Thema.

Norbert Bachleitner

P.S. Schnyder verzichtet dankenswerterweise weitgehend auf Jargon, dennoch provoziert sein Buch eine Anmerkung/Frage: Was soll man sich vorstellen, wenn man liest, dass Glücksspiel und Leben »enggeführt« werden? Bedeutet es, wie in der Kontrapunktik, aus der der Begriff (Synonym für it. Stretto) stammt, dass zwei identi-

sche Stimmen knapp hintereinander einsetzen und einander überlagern? Wohl kaum. Wahrscheinlicher ist, dass einfach ein nicht näher definiertes Naheverhältnis, eine Assoziation, Identifikation... bezeichnet werden soll. Die nebulose ›Engführung‹ riskiert Shandysche semantische Verwirrungen, deren Förderung nicht primäre Absicht wissenschaftlicher Texte sein kann... Andere Fragen betreffen ›Zurichtung‹, ›Denkfigur‹ und einige andere modische Termini.

P.P.S. Es handelt sich um eine germanistische Habilitationsschrift, die eigentlich eine komparatistische ist. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass von deutscher Literatur nur neben vielem anderen, insbesondere englischer und französischer Literatur- und Wissenschaftsgeschichte, die Rede ist. Das liegt ganz im Trend und ist erfreulich, wirft aber einmal mehr die Frage nach den Fächergrenzen im Bereich der Philologie(n) auf, die noch immer meist aufgrund sprachlicher Kriterien gezogen werden.

Theisohn, Philipp: *Plagiat. Eine unoriginelle Literaturgeschichte*. Stuttgart (Kröner) 2009. 591 S.

Eine »Mentalitätsgeschichte« verspricht Philipp Theisohn in seiner Einleitung – »sie enthüllt nicht, sondern beobachtet vielmehr, wie sich Enthüllungen und Verhüllungen von Textvergehen im Laufe der Jahrhunderte entwickeln.« (XII). Es gilt zu wissen, »in welcher Weise, unter welchen Umständen, zu welcher Zeit und mit welchen Folgen der Mensch auf die Vorstellung des Plagiats verfällt.« (XIII) Auf dem Weg durch die Literaturgeschichte hin zu diesem Wissen sollen drei Thesen überprüft werden (3):

1. Zu einem Plagiat gehören immer drei Beteiligte: ein Plagiierte, ein Plagiator und die Öffentlichkeit.
2. Plagiate entstehen dadurch, dass man sich von ihnen erzählt.
3. Plagiate verhandeln grundsätzlich ein »inneres« Verhältnis von Text und Autor.

Antiker *agôn*, *klopai*-Literatur und platonisch wahre Ideen in falscher Gestalt sind die ersten Stationen, römische Übernahmen, *imitatio* und »Seelenfängerei« folgen; sodann (in Auswahl) christliche Antike und Mittelalter, Luthers »Arbeit« am Text, Don Quijote, die *Querelle du Cid*, Grimmelshausen, der Buch(nach)druck und das Recht an »Wissen«, Urheberrecht, Symposie, Freud und schließlich Postmoderne und digitales Zeitalter, knapp gefasst in ungefähr 600 Seiten, die sich durch ein vorbildliches Detailhaushalten und einen pragmatischen Umgang mit Theorien aller Art auszeichnen – was sich vor allem lohnt, wenn das 20. Jahrhundert »durchschritten« wird und das 21. anbricht. Manifeste anti-personaler Literaturauffassungen, Fragen der Authentizität (vor allem in Bezug auf persönliche Leidensgeschichten aus der Shoah) und die Virtualisierung des Textes werden in Stellung gebracht und abgewogen – was zum Ende hin nicht davon abhält, auch deutlich benanntes »Unrecht« zu verorten. Denn Eigentum und Diebstahl bleiben laut Theisohn in der digitalen Welt zwar bloße »Schattengebilde,« denen der Mensch »nachläuft, aber dem Menschen sind Schatten, wie wir gelernt haben, eben einiges wert.« (537) Es bleibt als Fazit das Kommen und Gehen der Weltanschauungen, und damit langfristig gesehen eine Relativität der Rechtfertigungen und Verurteilungen, die sie liefern, wenn geschieht, was seit jeher geschieht: schreiben, abschreiben, und die durch ein Plagiat »geschaffenen« Umstände zu beklagen oder zu loben.